C 21134

Oktober 2023 | 10

EVANGELISCHE STIMMEN

ZEITFRAGEN UND KIRCHE IN NORDDEUTSCHLAND

Nordkirche im Osten

Von der Ankunft der Nordkirche im Osten

Wie lange noch? Rückzug des Ehrenamts

„Sine vi, sed verbo“ Nachruf auf Bischof Hans Christian Knuth

Liebe Leserin, lieber Leser,

FRIEDRICH BRANDI

Der Ehrlichkeit halber gebe ich es an dieser Stelle zu: Als sich 1989 die Friedliche Revolution in der DDR behauptete, habe ich in meiner damaligen Dorfgemeinde an der Unterelbe keine Glocken läuten lassen – zum Ärger mancher Gemeindeglieder. Ich war überzeugt, zwei nebeneinander lebende Staaten mit derselben Sprache und viel gemeinsamer Geschichte wären besser gewesen. Und ein Gottesgeschenk sei das alles so und so nicht. Schweiz, Österreich und die DDR (wie immer sie dann geheißen hätte) – drei deutschsprachige Staaten, das hätte doch was.

Inzwischen denke ich anders. Ganz anders. Nicht nur weil diese prägende Teilung eine Folge des gemeinsam verantworteten Weltkrieges war, sondern vor allem, weil ich inzwischen so viele beeindruckende Menschen kennenlernen konnte und anregende Gespräche geführt habe, die ohne die Vereinigung (die ich allerdings nie als „Wieder"-Vereinigung erlebt habe) vermutlich nie möglich gewesen wären. Wolfgang Thierses Äußerung kurz nach der Friedlichen Revolution begleitet mich seitdem: „Wir müssen uns unsere Geschichten erzählen." (so jedenfalls habe ich es in Erinnerung)

Das gilt auch für die Kirche. Wir Kirchenmenschen müssen uns unsere Geschichten erzählen. Wie glauben wir? Wie leben wir in und mit der Kirche? Und mit welchen Rahmenbedingungen haben wir es zu tun? Darum geht es in diesem Heft. Es ist von Resignation und Aufbruch die Rede und mehr oder weniger indirekt auch von einer Kirche, die vor großen Herausforderungen steht. In einem Nachruf wird zudem an den die Nordelbische Kirche prägenden Bischof Knuth erinnert. Er starb im September überraschend.

Eine anregende Lektüre wünscht Ihr

www.evangelische-stimmen.de

EVANGELISCHE STIMMEN

INHALT

3 **Editorial**
Friedrich Brandi

6 **Im Adventsmodus**
Knud Henrik Boysen

12 **Wie lange noch?**
Christine Nagel-Bienengräber

16 **Auf Sicht fahren**
Christian Bauer

21 **Schrift, Gebet, Gemeinschaft**
Matthias Jehsert

25 **Von der Opposition zur EKD**
Gerd Möbius

31 **Sine vi, sed verbo**
Nachruf auf Bischof Knuth

33 **Doppelte Gläubigkeit**
Hans-Jürgen Benedict

38 **Eine Evangelische Stimme**
Astrid Kleist

40 **Ein Versuch zu Judas**
Redlef Neubert-Stegemann

45 **Zu guter Letzt**
Helga Schubert

46 Vorschau

Titelbild: Die Dorfkirche von Roidin Foto: Christian Bauer

Auf Sicht fahren

Zwischen Ausweglosigkeit und Zuversicht

Christian Bauer
Pastor in Hohenmocker und Daberkow und 11 weiteren Dörfern

Seit 2014 bin ich mit den pommerschen Landgemeinden Daberkow und Hohenmocker betraut. Beide Gemeinden teilen sich eine Pfarrstelle, der Pfarrsitz liegt in Hohenmocker. Zum Gemeindebereich gehören elf historische Dorfkirchen, an die sich insgesamt 34 Dörfer heften, organisiert in sieben Kommunalgemeinden, drei Amtsbereichen und zwei Landkreisen. Es gibt ein übriggebliebenes Pastorat im zweiten Gemeindeteil, das ein rheinländischer Ruheständler mit seiner Frau bewohnt, die dort eine wichtige Stütze der kirchlichen und kulturellen Arbeit sind. Wir haben eine Sekretärin in Teilzeit angestellt (10 Wochenstunden), im Friedhofsbereich kommen weitere Mitarbeiter auf Minijobbasis hinzu. In der Verkündigung gibt es keine Mitarbeiter, allerdings hat die Nachbarpastorin eine Teilbeauftragung für projektbezogene Arbeit und Vertretungsdienste bei uns. Auch das ist eine große Unterstützung. Insgesamt dürfte meine Arbeitsumgebung typisch für den ostdeutschen ländlichen Raum sein.

Land und Leute

Es ist eine stille Landschaft. Die eiszeitlichen Konturen sind über Jahrtausende zur heutigen Kulturlandschaft geformt worden. Man spürt, wie sanft dies geschehen sein muss. Selten hat man die Bauten der Vorgänger entfernt; es war immer genug Platz für Alles da. An die Ruinen der frühdeutschen Niederungsburgen haben die Herrschaften späterer Jahrhunderte ihre Gutshäuser gebaut, Großsteingräber finden sich neben den verfallenden Betonsilos der LPG-Zeiten und etwas abseits der maroden Windmühle aus dem 19. Jahrhundert baut der Landwirt seine moderne Futterrampe. Das Alte bleibt für den geschichtsinteressierten Betrachter lesbar. Nahezu alle Dörfer haben slawischen Klang, und in nicht wenigen Ortschaften kennt man noch das Waldstück in der Nähe, in dem sich die Spuren der Wendensiedlung befinden, die einst namengebend war. Unsere Dörfer sind allesamt klein, nur zwei der Ortschaften haben etwas mehr als 200 Einwohner. Von einem Dorf können sie nur selten das nächste Dorf sehen, meist sind die Strecken zu weit oder die Hügel zu geschwungen. Beim Spazierengehen durch einen Bruch oder an vergessenen Feldwegen entlang kann es passieren, dass sie stundenlang auf keine Menschenseele treffen und sich völlig in der Zeit verlieren.

Inmitten dieser Landschaft liegen unsere elf Kirchengebäude, mal stattliche, mal bescheidene Zeugen der Jahrhunderte deutscher Besiedlung. Jede Kirche ist das Zentrum ihres kleinen Einflussbereiches, zu dem die Menschen der umgebenden drei bis vier Dörfer gehören. Ich habe einige Jahre gebraucht, die jeweiligen Regiolekte und Mentalitäten zu verstehen und mich einigermaßen trittfest in ihnen zu bewegen. Im Rotationsverfahren werden sonntags je zwei Kirchen gottesdienstlich bespielt. Eine kleine reisende Gemeinde unterstützt die wenigen Kirchgänger vor Ort, so dass wir auch an

normalen Sonntagen 12 bis 20 Besucher zählen können. Beerdigungen, Konzerte und andere Veranstaltungen kommen hinzu und sorgen für eine gewisse Regelmäßigkeit, in der sich Dorfbewohner in ihrer Kirche einfinden können.

Du stellst meine Füße auf zu weiten Raum

Gleichzeitig sind die Grenzen der Arbeit nicht zu übersehen. Die Dörfer sind zu klein und zu zahlreich. Oft begleitet mich das Gefühl, dass meine Anwesenheit wieder nur eine Stippvisite sein wird und eine wirkliche Präsenz in den Dörfern nicht möglich ist. Während eine Jubilarin am 85. Geburtstag insgeheim meinen Besuch erwartet, sind meine Kräfte 30 km entfernt bei einem Dorffest gebunden. Am nächsten Tag ist vielleicht kein Nachholen möglich und am übernächsten Tag wirkt mein Nachbesuch schon etwas schal. Zum 82. Geburtstag hätte man noch jemanden vom Besuchsdienst entsenden können, aber zum 85. Geburtstag wird der Pastor erwartet. Hier glühen noch alte, romantische Bilder nach und fallen mir auf die Füße.

Noch vor 30 Jahren waren die elf Kirchen auf vier Pfarrstellen aufgeteilt. Die Reduktionen 1994 und 2002 waren für die Gemeinden enttäuschend und haben nicht dazu geführt, dass man sich über die nötigen inhaltlichen Schnitte verständigen konnte. Die Mangelverwaltung bleibt nun der jeweiligen Pfarrperson und dem jeweiligen Kirchengemeinderat überlassen.

Erschwerend für die kirchliche Arbeit kommt die natürliche Zurückhaltung des vorpommerschen Menschenschlags hinzu. Sie lässt sich letztlich nicht überwinden und kommt bei jedem Schnellschuss neu ans Licht. Projekte müssen gemeinsam initiiert und sehr geduldig durchgeführt werden, wenn sie Aussicht auf Erfolg haben sollen. Nachhaltigkeit braucht Zeit.

Staates Werk und Bischofs Beitrag

Die Kirche lebt von Voraussetzungen, die sie selber nicht schaffen kann. Die Atlanten der Demografie und Wirtschaftsgeografie weisen uns als strukturschwache Gegend aus. Schon 50 km weiter südwestlich sieht die Lage anders aus, aber hier ist „Hinterland“. Wir haben hier keine Schule, kein Pflegeheim, keine Einkaufsmöglichkeit im Gemeindegebiet. Somit fehlen auch Kontaktflächen für Seelsorge und Projektarbeit. Und überhaupt fehlen Menschen. Wer hiergeblieben ist, hat sich zwar eingerichtet und Lösungen gefunden und ist oft bereit, an der Verbesserung der Lebenssituation mitzuwirken: kulturell, gemeinwohlorientiert, tatkräftig. Daher ist die Arbeit mit Erwachsenen im Alter zwischen 40 und 70 Jahren besonders gewinnbringend. Allerdings sind es ostdeutsche Biografien, mit Verletzungen, Enttäuschungen und Brüchen. Und dem Gefühl, verlassen worden zu sein, oft bedingt durch Erfahrungen in der Familie und im Freundeskreis. Seit 1990 hat unsere Gegend eine breite Abwanderung junger Leute erlebt. Sie haben woanders Familien gegründet und Häuser gebaut und kommen nicht wieder zurück.

Was das für die kirchliche Arbeit bedeutet, ist schwer in Worte zu fassen. Ich habe im Jahr ungefähr 35 Beerdigungen, fünf Taufen und zwei Hochzeiten. Die in Ostdeutschland so beliebte Christenlehre findet hier mangels Beteiligung gar nicht mehr statt. Als ich 2014 anfing, habe ich einen Konfirmandenjahrgang mit zwei Konfirmanden übernommen. 2024 wird ein Jugendlicher konfirmiert werden, 2025 dann drei. Davon abgesehen, dass bei solchen Zahlen die Gruppendynamik im Konfiunterricht am seidenen Faden hängt, sind das keine reproduktiven Größen für die Gemeinde der Christen mehr. Wir sind mit unseren ca. 600 Gemeindegliedern bei einer Kirchenmitgliedschaft von ca. 15% angelangt, bei hoher interner Überalterung. Die nächsten Jahre werden die Situation sehr verschärfen. Ich verwende viel Energie darauf, mich und die Gemeinde von den gängigen Gemeindeaufbauphantasien zu lösen und nach einer evangelischen Ekklesiologie der Diaspora zu suchen. Erstaunlicherweise wird uns von außen noch viel Kraft zugeschrieben. Unsere Existenz scheint ein Symbol zu sein: Kirche als Fels

in der Brandung. Die meisten Menschen sind dankbar, dass es uns als Kirchengemeinde gibt. Öffentliche Stellen nehmen uns nach wie vor als eigenständigen Akteur der Zivilgesellschaft wahr; wir gelten als verlässlicher Fördernehmer. In Wahrheit fehlen uns für viele Angebote und Anfragen immer öfter die nötigen Eigenmittel und Ressourcen. Die externen Zuschreibungen schillern also schon ziemlich ölig, und die Gemeinde hat ihre Not, den Erwartungen zu entsprechen. Innerkirchlich ist es nicht anders: Während Nachbarkollegen in ähnlichen Gemeinden unsere Arbeitsumgebung offen als „eher schwierig" beschreiben, deklariert der Propst die Pfarrstelle immerhin als „herausfordernd", während der Bischof sie bei der Besetzung noch als „spannend" anpries.

Schmalhans Küchenmeister

Nicht erst seit Einführung der kaufmännischen Buchhaltung ist bewiesen, dass wir uns weder die elf Kirchen noch das Pfarrhaus leisten können. Die finanzielle Lage ist derart kritisch, dass wir im Kirchengemeinderat nur noch auf Sicht fliegen. Aber das klingt dramatischer als es ist. Was die Zukunft betrifft, gucken wir einfach nicht mehr so genau hin. Es kommt sowieso anders. Das historische Pfarrhaus an seinem romantischen Originalschauplatz befindet sich seit Jahren im „Streckbetrieb"; für die nötigen Modernisierungen fehlt das Geld – und offen gesagt auch die Veranlassung. Das Dorf Hohenmocker mit seinen – und jetzt Achtung! – 56 Einwohnern braucht ein solches Haus nicht, und die anderen Dörfer haben ihre Kirchen,

Die Dorfkirche von Alt Tellin. Auf einmal gibt es zwei kleine Läden im Gemeindegebiet, und die Gründung einer freien Schule ist in Planung. Es tut sich was. Foto: Christian Bauer

sowie kommunale Räumlichkeiten, die wir nutzen können. Die Pfarrperson wird sich mit dem Pfarrhaus irgendwie arrangieren müssen, so wie sie es schon seit jeher tun musste; es war nie ein Palast.

Mit den Kirchengebäuden verfahren wir in der gleichen Weise, obwohl dort die chronische Unterernährung besonders weh tut. Es gibt viele dringende Arbeiten, die wir nicht angehen können. Der dauerhafte Erhalt einer mittelgroßen Dorfkirche gelingt nach meiner Einschätzung ab etwa 200 Kirchengliedern, die für den einzelnen Bau aufkommen und das kirchliche Leben dort tragen. Diesen Wert unterschreiten wir deutlich. Mitunter haben wir noch nicht einmal die Probleme am Rohbau im Griff. Zu restauratorischen Arbeiten stoßen wir nur sehr selten vor, ganz zu schweigen von Barrierefreiheit, Klimaschutz oder gestiegenen Anforderungen an den Komfort. Wenn nicht grundlegende Lösungen gefunden werden, wird es für unsere schönen Dorfkirchen schwierig. Verzeihung: spannend.

Und dennoch Hoffnung

Die christliche Gemeinde wird Bestand haben. In welchem Umfang und in welchen Strukturen das sein wird, wird sich finden. Die Pastoren der Pfarrstelle Hohenmocker sind allesamt lange am Ort geblieben. Auch in mir ist der Wunsch gereift, hier beständig zu arbeiten. Der Pastor genießt einen hohen Vertrauensvorschuss und findet offene Türen vor. Ich bin kein großer Prediger, spüre aber viel Dankbarkeit für manches

Reisenden in Sachen „Kirche im Osten“ sei nicht nur Stralsund empfohlen, sondern auch die ländliche Region im Binnenland Vorpommerns. Foto: epd-bild/Stefan Arend

glücklich formulierte Wort. Die Gespräche bei den Hausbesuchen oder „zwischen Tür und Angel“ sind für mich erfüllend und stärken das Band zu den Menschen. Die Zusammenarbeit mit den Kolleginnen und Kollegen gibt Kraft; jeder ist auf die anderen angewiesen. Stellenweise ergeben sich gemeindeübergreifende Projekte, die sich mitunter verstetigen lassen. Am Ende eines Arbeitstages bin ich meistens sehr zufrieden. Ich wurde hier als Person und Pastor sehr gut aufgenommen, lebe mit den Menschen und fühle mich auch in schlechten Zeiten getragen. Es bleibt natürlich dabei, dass die Gegend hier sehr dünn besiedelt ist und die Suche nach ehrenamtlichen Mitstreitern nicht einfach ist. Dafür ist der Dienst von einer Freiheit geprägt, die Ihresgleichen suchen dürfte.

Während ich diese Zeilen schreibe, findet in unserer Gegend ein kleiner Aufbruch statt. Es scheint, als habe der Osten Deutschlands 33 Jahre nach der Wende wieder eine Zukunft. Junge Menschen ziehen bewusst hierher, bauen Häuser aus, gründen Familien und bringen sich in das öffentliche Leben ein. Plötzlich haben wir zwei ganz kleine Läden im Gemeindegebiet, die einige Produkte für den täglichen Bedarf führen. Vielleicht wird eine freie Schule gegründet; zugezogene Familien stricken grade an einem Konzept dafür. Auch um diese Entwicklungen zu erleben und nach Möglichkeit mit der kirchlichen Arbeit zu verknüpfen werde ich noch einige Jahre hierbleiben.

hohenmocker@pek.de

Schrift, Gebet, Gemeinschaft

Kirche im Osten – eine Momentaufnahme

Matthias Jehsert
Pfarrer in Retzin a.d. Randow

Ein erster Blick

Wer heute durch die östlichen Bundesländer reist, betritt unverkennbar eine christliche Kulturlandschaft. Flächendeckend begrüßen uns Kirchen in Stadt und Land, oft liebevoll restauriert: Vom Kaiserdom bis zur Backstein-Basilika, von der wiedererrichteten Frauenkirche bis zum Gemeindezentrum aus dem Programm „Kirchen für neue Städte“, von der Klinik-Kapelle bis zur schlichten Feldsteinkirche in der Uckermark. Dazu kommen weitere „durchbetete Räume“ (M.Käßmann) wie Zelte und Bungalows, Schul-Aulen und Schiffs-Restaurants, Wiesen und Hügel, Strände und Seeufer, an denen Gemeinden sich regelmäßig unter dem Wort versammeln. Traditionsreiche Einrichtungen der Diakonie prägen bis heute das Bild von „Kirche“, ebenso die hochkarätige geistliche Musik von Orgel bis Orchester oder wie Fahrten und Projekte mit der Evangelischen Jugend. Bis heute bestehen hier Theologische Fakultäten und Predigerseminare, Kirchenmusik-Schulen sowie diakonische und pädagogische Ausbildungsstätten. In vier der sechs Länder zwischen Oder und Werra ist „Religion“ ein ordentliches Lehrfach. Hier finden sich die bedeutendsten Sammlungen christlicher Kunst. Etliche Orte wissen sich den großen Stiftern des Protestantismus verbunden: Martin Luther, Paul Gerhardt, Johann Sebastian Bach, Ludwig Zinzendorf, Friedrich Schleiermacher, Dietrich Bonhoeffer. Die bekanntesten Melodien des Gesangbuchs stammen aus diesem Gebiet, etwa „Lobe den Herren“ und „Der Mond ist aufgegangen“. Und bis heute werden hier Menschen getauft und konfirmiert, getraut und bestattet, erfahren sie Zuspruch und Rat, Gemeinschaft und Geleit.

Dennoch heißt es regelmäßig, die Bindekraft der Kirchen sei „im Osten“ bis auf regionale Ausnahmen wie Vogtland oder Eichsfeld kaum irgendwo geringer, und das europaweit. Zu verstetigt seien die Abbrüche durch 40 Jahre Staats-Atheismus, zu spärlich die Mitgliederzahlen, zu schwach die eigene wirtschaftliche Tragkraft, zu übersichtlich die Einbettung in weltliche Strukturen und Diskurse. Gleichwohl erwuchsen den Kirchen im Osten, mehr noch den hiesigen Christen, während der letzten Jahrzehnte spezifische Erfahrungen und Prägungen: Der Umgang mit Marginalisierung und Diaspora lehrte sie nicht nur Demut und eine neue Orientierung an Schrift und Bekenntnis, nicht nur Wertschätzung der positiven wie negativen Religionsfreiheit, sondern auch eine gewisse Dialogfähigkeit inmitten widerstreitender gesellschaftlicher Stimmen, eine größere Aufmerksamkeit für die eigene Rolle und eine Besinnung auf das Wesentliche im Verhältnis von Glaube und Alltag. Wer hier evangelisch bleibt, tut es aus Überzeugung und hat nicht bloß „vergessen auszutreten“. Wagen wir einen Blick auf dieses Spezifische, exemplarisch am Gebiet der ehemaligen Greifswalder Landeskirche, an Vorpommern.

Kirche ist „Gemeinde“

„Kirche“ entfaltete sich hier vor allem in Gestalt der Ortsgemeinde und der Diakonie. Die Auslagerung kirchlichen Lebens in eigene Verbands-Strukturen und die Schaffung übergemeindlicher Handlungsfelder blieben bruchstückhaft. So sind Gesicht und Auftrag der Kirche nach wie vor in zwei kreisdiakonischen Werken und in den zahlreichen Kirchengemeinden verortet. An ihnen ist es, das gesamte Spektrum kirchlichen Engagements für die Menschen unserer Zeit abzubilden. Sie tragen auf ihren Schultern neben den Kernaufgaben wie Verkündigung, Seelsorge, Bildung, Diakonie und Ökumene auch die Sorge für Kultur und Tourismus, Gemeinwesen und Regionalentwicklung, das Friedhofsrecht, den Artenschutz, für Chausseebäume und Baudenkmale, für das Zusammenwirken mit Schulen, Kommunen, Vereinen und Verbänden sowie mit der örtlichen Wirtschaft, mit Kindergärten, Krankenhäusern und Pflegeheimen, für internationale Partnerschaften, für Kunst, Musik und das Plattdeutsche – und mit neuem Gewicht für die Verantwortung im Konziliaren Prozeß „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“. Die horizontale Vernetzung mit Akteuren vor Ort und in der Region überragt dabei oft die vertikale mit kirchlichen Einrichtungen, selbst wo jene eigens bestehen wie in der Ökumene, im Einsatz für Migrantinnen und Migranten und in der Klinik-Seelsorge.

So beteiligen Kirchengemeinden sich an der „Schule der Landentwicklung“ der Uni Rostock; sie kooperieren mit Sportclubs und der Volkssolidarität; sie fördern freie Schulen und regionale Hospiz-Vereine; sie öffnen sich für Theatergruppen oder Kunst-Aktionen unter dem Dach von „Dorfkirche mon amour“; sie entwickeln Partnerschaften mit Medien wie dem Nordkurier, der nicht nur das tägliche Bibelwort veröffentlicht, sondern seit 2021 auch die Konzertreihe „Dorfkirche klingt“ in der Uecker-Randow-Region ermöglicht.

Zwei Grundentscheidungen der letzten Jahre förderten diese Entwicklung, gewachsen aus dem preußischen Kirchenverständnis und aus der DDR-Erfahrung: Die Pfarrstellen blieben flächendeckend erhalten, mitunter zu Lasten wesentlicher qualifizierter Dienste zwischen Katechetik, Kirchenmusik und Küsterei. Und die Selbstverwaltung der Gemeinden wurde gestärkt. Dazu beließ man ihnen großenteils die Bewirtschaftung ihrer Liegenschaften, auch wenn das manche Unwucht zur Folge hat. So verstetigte sich eine kirchliche Landschaft, die aus dem Einklang von ehrenamtlich Engagierten mit ihren Profis lebt, und das sind weitgehend die Pastorinnen und Pastoren.

Diese Stärke der Kirchengemeinde und der Pfarrerschaft stellt beide freilich vor manche Probleme, die sich aus heutigen und künftigen Anforderungen ergeben. Sie sind ohne berufliche Expertise kaum zu meistern. Dabei geht es von der Rechtsberatung bis zur Digitalisierung, von der Öffentlichkeitsarbeit bis zur Verwaltung, von der Gebäudewartung bis zur Erfüllung gesetzlicher Vorgaben in Bereichen wie Daten- und IT-Sicherheit, Grund- und Umsatzsteuer, Prävention und Klimaschutz. Was ehrenamtlich nicht zu leisten ist, muß mühsam organisiert werden – sei es über öffentliche Förderungen und kirchliche Strukturen in Kirchenkreis, Landeskirche, Diakonie sowie Diensten und Werken oder sei es extern am Dienstleistungsmarkt. Das reibt an beiden erwähnten Grundentscheidungen. Denn ja: Jüngere Leute und hochqualifizierte sammeln sich eher in den Zentren, suchen dort ihre wirtschaftliche Chance, ihr kulturelles Leben; Zuzug erfolgt eher in den Ruhestand oder für’s Wochenende. „Ehrenamt“ ist leichter gesagt als getan. Ganz abgesehen von der Frage, ob die universelle Zuständigkeit noch dem Berufsbild junger Menschen entspricht, die zur Ordination heute Ja sagen.

Langsam verwischt das Bild der Ortsgemeinde. Längst bilden sich Flächengemeinden in der Region, die eine große Zahl geistlicher Standorte umfassen können: Kirchengebäude und weitere kirchliche Häuser, Friedhöfe, Pflege-Einrichtungen und andere Stätten der besonderen Seelsorge. Alle bringen sie ihre Aufgaben mit

Die Ortsgemeinde verliert zunehmend an Bedeutung, und doch stiftet die Dorfkirche Identität. „Dorfkirche mon Amour" – Kunst-Aktion in der Dorfkirche Grambow im Sommer 2022. Foto: Matthias Jehsert

sich, und sei es nur die Erhaltung und Bewahrung. Die Menschen leben ihren Glauben jedoch weiter „vor Ort" – in „ihrer" Kirche, in „ihrer" Nachbarschaft, die sich mitunter noch weiter in die berühmten Zielgruppen teilt, zum Beispiel nach Generationen. Die kleinen eucharistischen Gemeinschaften treffen sich zwar aus besonderen Anlässen zu einem sichtbaren Ganzen. Waldgottesdienste, Tauf-Feste, regionale Kirchentage und Konzertreihen setzen in Bewegung, knüpfen Verbindungen. Das Konfi-Treffen, der Jugendgottesdienst, die Senioren-Reise – sie weisen über die eigene Gemeindegrenze hinweg, so wie die Kinder-Bibelwoche, bei der schon mal ein Wetterballon in die Stratosphäre aufsteigt. Aber „Event" ist kaum Kirche, und „Region" ist nicht der Ort, an dem der eigene Konfirmations-Kelch stand, das eigene Trau-Gestühl, der Taufstein der Kinder oder der Sarg der Mutter. Eine eher technisch definierte Gebietskörperschaft ist es schon gar nicht.

Impulse für eine „Innere Ökumene"

Doch mag es nicht überall der selbe Kelch sein, nicht die gleiche Kirchturm-Gestalt (wie in Tirol) und nicht die Sitzbank der Altvorderen – es ist doch überall „ein Herr, ein Glaube, eine Taufe" (Epheser 4,3-6)! Zwei Erinnerungen des Autors mögen diese Verheißung einer „inneren Ökumene" verankern.

Zum Einen: Die Unions-Agende von 1817 riss zwar am Selbstverständnis vieler Gemeinden, zumal in Pommern, aber sie sorgte für das Empfinden: Wohin ich auch komme zwischen Aachen und Königsberg – dies ist „mein" Gottesdienst. Dabei entnahm sie weder den Einzel-

nen noch die konkrete Mahl-Gemeinde vor Ort ihrer Verantwortung für den gelebten Glauben, noch verengte sie den liturgischen Spielraum. So ließ sie aus dem Hören auf die Schrift und aus dem Gebet als „Mitte der Gemeinde“ über Orte und Provinzen, über Generationen und Lebensentwürfe hinweg tatsächlich Kirche wachsen.

Zum Anderen: Münster im Sommer; die Stadt voller Menschen, der Dom voller Touristen, schaulustig, ruhesuchend, neugierig oder schon leicht übersättigt. Eine Sakristei öffnet sich; eine kleine Schwestern-Schar schreitet zum westlichen Chorraum und hebt das Stundengebet an. Und plötzlich verändert sich der Raum. Der Geist des Gebetes legt sich über die Stimmung im Dom. Jede und jeder wird davon berührt. Egal, aus welchen Motiven man die Kirchenschwelle übertreten, was hier zu finden, wem zu entfliehen man gehofft hatte. Egal, womit Geist und Empfinden sich im Moment befaßten. Auch nach dem Einverständnis wurde zuvor nicht gefragt. Manche drehten sich um – manche blieben sitzen. Einige sangen mit – andere setzten ihren Rundgang fort. Man ließ sich ergreifen – oder konzentrierte sich wieder auf die nächsten Schritte durch die Sehenswürdigkeiten oder zur Pommesbude. Das Gebet einer kleinen Schar bezog alle im Raum mit ein, und durch sie alle erweiterte es sich auch auf die draußen, auf dem Domplatz, auf die Menschen in der Stadt und sogar noch weiter. Wir gingen mit dieser unscheinbaren Erfahrung weiter in die nächsten Begegnungen und weiter durch das Leben.

Unsere Kirchengemeinden werden weiter zusammenwachsen – und zusammen wachsen. Nur gemeinsam können sie Lasten und Aufgaben schultern. Sie werden andere Strukturen etablieren – und Hergebrachtes dennoch fortsetzen. Gut, wenn sie es von sich aus tun, statt auf die nächste „Reform von oben“ zu warten. Aber anders, als der Prozeß „Kirche der Freiheit“ suggerierte, wurzeln Verbundenheit und Geschwisterlichkeit nicht zuerst im technisch Herstellbaren, sei es aus Not, sei es aus Meisterschaft. Sie wurzeln im Hören auf die Schrift und im Gebet. Daraus sprießt die Kraft, sich weiter mit Überzeugung für die kleine Mahl-Gemeinschaft vor Ort einzusetzen. Denn wo immer eine Kirchenglocke ein Gemeindeglied verabschiedet und zum Wochenausklang läutet, wo ein Schaukasten gepflegt wird, wo der Hausbesuch sich herumspricht oder die Platzmusik eines Bläserkreises, wo immer im Namen Jesu „zwei oder drei versammelt sind“, da bleibt „Kirche im Osten“.

pfarramt@kirche-retzin.de

Sine vi, sed verbo

Erinnerungen an Bischof Dr. Hans Christian Knuth (1940–2023)

Dr. Hans Christian Knuth beim Abschied aus seinem Amt als Bischof für den Sprengel Schleswig und Holstein. Foto: epd-bild/Björn Schaller

„Früher trug das Amt die Person …" – wenn irgendwo die Fortsetzung und Umkehrung dieses berühmten Satzes *nicht* zutrifft, dann bei Dr. Hans Christian Knuth in seinem Bischofsamte. Er ließ sich wahrhaft tragen von einer Begegnung zur nächsten, von einer Sitzung zur nächsten, von einem Auftritt zum nächsten.

Das darf man sich einerseits ganz praktisch vorstellen: er wurde von seinem Fahrer im großen BMW von Ort zu Ort geschaukelt; die benötigten Unterlagen und Aktenordner wurden ihm sorgfältigst von der Sekretärin aufbereitet; die Manuskripte für Reden und Beiträge durften die Referenten raussuchen oder neu anfertigen; die Übernachtungen und Mahlzeiten waren gebucht; die Zwischenzeiten, die Autofahrten dienten ausführlichen telefonischen Briefings über die Anliegen der nächst auf ihn wartenden Gesprächspartner.

Andererseits aber ist das hier natürlich auch theologisch gemeint: Bischof Dr. Knuth zehrte von seinem Amtsbonus und wusste das, uneitel, selbstkritisch, auch immer sehr genau: Niemals wären seine theologischen Gedanken und Reden, rein persönlich, so interessant und bedeutsam gewesen, wie es ihnen in seiner Funktion als Stimme der Kirche und Repräsentant einer nach wie vor bedeutsamen Institution zukam.

So nutzte er auf der einen Seite diese großartigen Möglichkeiten, die ihm das öffentliche Amt zur Verfügung stellte, um seinen intellektuellen Eros in mehr oder weniger „volkstümlichen" Ansprachen und Predigten auszuleben und dabei immer wieder seine gezielt lutherischen Akzente zu setzen. Auf der anderen Seite war er immer darauf bedacht, dezidiert (volks-) kirchliche, für möglichst alle theologischen Fraktionen in der Kirche zustimmungsfähige Positionen zu vertreten, die er im Rückgang auf den echten Luther begründen zu können glaubte.

Dieses Selbstverständnis und Amtsverständnis kam vor allem in seiner Haltung zur „Macht" zum Ausdruck. Hans Christian Knuth war der tiefsten Überzeugung, dass er, auch als Bischof, keine Macht habe, bzw. dass er, wenn er Macht gehabt hätte, diese nicht und nie-

mals zu nutzen imstande und berechtigt gewesen wäre. Solo verbo. Sine vi, sed verbo. Diese Haltung wurde von einigen belächelt: denn natürlich gilt das (Macht-)Wort eines Bischofs etwas in unserer Kirche (und sei es zur Bereitstellung eines ewigen Vorrats an Coca Cola); andere waren von dieser Haltung eher genervt; manchmal braucht es eine Entscheidung von Personen in Spitzenämtern in dringlichen Angelegenheiten – und dazu muss sich dann auch einmal ein Bischof ermannen, was er in der Lebensformendebatte in den 1990er Jahren zum Missfallen mancher in der NEK ja dann auch getan hat; wieder andere wussten es zu schätzen und konnten es würdigen, dass der Bischof sozusagen alle Befugnisse bei den gewählten und berufenen kirchlichen Gruppen und Gremien verortet sah. Entscheidungen und Weichenstellungen sind in breiter Auseinandersetzung zu entwickeln und in möglichst breitem Konsens gemeinsam zu beschließen. Bischof Dr. Knuth selber sah es so, dass bei aller persönlichen Einbringung, Akzentsetzung, Begleitung doch das Bischofsamt sich nach der Nordelbischen Verfassung in die Corona kirchenleitender und kirchenverwaltender Ämter einzufädeln und einzufügen hat; darin ist er ganz Kind des „nachachtundsechziger" verfassunggebenden Prozesses auf dem Weg nach Nordelbien in den 1970er Jahren gewesen und geblieben.

Hans Christian Knuth hielt konsequent fest an der guten alten lutherischen Rechtfertigungsbotschaft als Kernstück evangelischer Theologie. Pastoralpsychologisch gesehen, ist das womöglich auch in der persönlichen Biografie als viele Jahre vaterloses Trümmerkind in Hamburg begründet; für Knuth selbst ergab sich die Unverzichtbarkeit der (göttlichen) „Rechtfertigung" aus der Ubiquität der Schuld in der Welt, zumal in Deutschland. Mit feinem Gespür deckte er überall in Politik und Gesellschaft, in der Wirtschaftswunder-Ideologie wie in der Wahlkampf-Rhetorik, auch in den theologischen Selbsterneuerungsversuchen einer „öffentlichen Kirche" nach 68 ein untergründig wirkmächtiges Schuldgefühl auf, das überall zu unerträglich scheinheiligen Selbstrechtfertigungen, projektiven Feindbildszenarien und illusionären Fluchten in moralische Reinheitsbemühungen führte. Die Unfähigkeit zu trauern der älteren Generation auf der einen Seite, die Selbstermächtigung der Schöpfungsbewahrer und Weltretter der aktivistischen jüngeren Generation auf der anderen Seite: beides kann in der Kirche wie in der Gesellschaft nur geheilt und überwunden werden durch ein radikales Eingeständnis menschlichen Unvermögens (das es auszuhalten gilt) und durch ein ebenso radikales Sich-Anvertrauen an die (verheißene) Gnade Gottes, die alle und alles aus Schuld und Tod erretten will.

Als ich dem Altbischof Anfang Juli dieses Jahres einen Nachmittag lang zur Hand gehen durfte, als er in seinem Reihenhaus in Kiel den unmittelbar bevorstehenden Umzug in die Seniorenwohnanlage in Schleswig vorbereitete, da befand er sich in einer Besorgnis erregenden körperlichen Verfassung. In den Telefongesprächen zuvor und in der Unterhaltung vor Ort in seinem Haus klang er und war er sehr klar und heiter. Wohl sagte er, hin und wieder eingeflochten, dass es nun wohl bald mit ihm zu Ende gehen werde, aber es klang kraftvoll, und er schien sich offensichtlich zu freuen, dass er und seine Frau nun tatsächlich zwei nebeneinander liegende Zimmer in Schleswig gefunden hätten und sie dort nun ein gutes, letztes Zuhause finden würden. Und ich freute mich tierisch, für ihn, weil ich mir vorstellte, dass die betreute Unterbringung und die regelmäßige Versorgung und Verköstigung ihn wieder richtig „aufpäppeln" würde, sodass er seinen Ruhestand nun noch einmal ganz und gar genießen und auskosten könnte. Diese Freiheit hätte ich ihm – und uns potentiellen Besuchern – ganz und gar gegönnt: weil es nach wie vor eine große Freude war, mit ihm zu sprechen und ihn reden, denken und erzählen zu hören.

Wie unglücklich, dass er jetzt so zu Ende kommen musste. Requiescat in pace.

Redlef Neubert-Stegemann

Vorschau

Spiritualität im Ehrenamt
Viele Ehrenamtliche engagieren sich in der Kirche. Wie aber sieht das geistliche Leben aus? Schreiben Sie von Ihren Erfahrungen – je vielfältiger diese sind, umso besser fürs Heft.
Beiträge bitte bis zum 15. Oktober

Weihnachten spezial
Gott ist Mensch geworden. Was bedeutet es der Gemeinde? Was bedeutet es Ihnen? Ihre Gedanken zu Weihnachten und zur Menschwerdung Gottes – Predigten, Erfahrungen, Interviews, Fragmenten sind gefragt.
Beiträge bitte bis zum 15. November

Wie weiter?
Pandemie, Krieg, Klima - wie geht es nach oder mit den uns beherrschenden Krisen weiter in Kirche und Gesellschaft. Entwickeln Sie Ideen, Gedanken, Phantasien oder gar Utopien.
Beiträge bitte bis zum 15. Januar 2024

Schreiben Sie!

Zu Themenschwerpunkten, die für die nächsten Ausgaben geplant sind, werden gezielt Artikel erbeten. Darüber hinaus können Sie gerne auch Beiträge zu anderen Themen einsenden.

redaktion@evangelische-stimmen.de

IMPRESSUM

Herausgeber:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel

Verlag:
Evangelischer Presseverlag Nord GmbH,
Gartenstr. 20, 24103 Kiel,
Postfach 34 66, 24033 Kiel,
Tel. (0431) 55 77 99
Fax (0431) 55 779 - 292
Geschäftsführer: Bodo Elsner

Redaktionsanschrift:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH,
Schillerstraße 44a, 22767 Hamburg
Tel. (040) 70 975 - 200
Fax (040) 70 975 - 249
E-Mail: redaktion@evangelische-stimmen.de

Redaktion:
Dr. Friedrich Brandi (ViSdP)

Layout:
Evangelischer Presseverband
Norddeutschland GmbH
Tel. (040) 709 75 - 277

Anzeigen:
Kristina Heesch
Tel. (0431) 55 77 9 - 206
Fax (0431) 55 77 9 - 292

Vertrieb und Abonnementverwaltung:
Inge Limburg
Tel. (0431) 55 77 9 - 271
E-Mail: vertrieb@evangelische-stimmen.de

Druck:
Hugo Hamann
Offsetdruckerei, Kiel

Die Evangelischen Stimmen erscheinen monatlich. Das Jahresabonnement kostet 55,20 € inkl. Versandkosten innerhalb Deutschlands. Die Kündigungsfrist beträgt
6 Wochen zum Quartalsende. Zur Zeit ist die Anzeigenpreisliste Nr. 5 gültig. Mit Namen oder Initialen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Unverlangt zugeschickte Beiträge und Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Zeitschrift und ihr Inhalt sind urheberrechtlich geschützt.
ISSN 0938-3697